

Unübertreffbares Wetterleuchten

Klassikerpflege bleibt das Gebot der Stunde im erweiterten Kanon einer neuen Globalgeschichte der Philosophie.

Von Fabian Marx

Ja, sie lebt noch: Nach allen Seiten sucht die wieder vitale Philosophiegeschichtsschreibung heute die liegen gelassenen Traditionsstränge, hebt die Schätze ungelesener Schriften, erklärt all das und mehr unter dem Stichwort der philosophischen Globalgeschichte zur Devise. Das Langzeitprojekt: eine Philosophiegeschichte ohne Lücken. Dass man es dereinst abschließen wird, glaubt ernsthaft wohl keiner. Seiner Fruchtbarkeit tut das keinen Abbruch. Ein kurzer Blick in die Forschungslandschaft genügt, und es liegt vor aller Augen, dass diejenigen auf Finanzierung hoffen dürfen, die sich der Pluralisierung des philosophischen Korpus verschreiben. Nicht nur rezent bewilligte Großprojekte wie die Hildesheimer Kolleg-Forschungsgruppe GloPhi, auch Philosophiegeschichten, die selbst schon ein Stück Philosophiegeschichte sind, wie der „neue Ueberweg“, gehen heute mit einiger Selbstverständlichkeit den Weg der Global-, will heißen: Pluralgeschichte. Dieser Weg, man muss es so sagen, sichert einer ohnehin prekären Disziplin bis auf Weiteres ihr Überleben. Der philosophiehistorische Nachwuchs, das Prekariat vom Prekariat also, tut gut daran, ihn mitzugehen.

Opportunismus? Vielleicht. Aber einer, der auch wissenschaftlich opportunistisch ist. Schließlich macht ein globalphilosophiegeschichtlicher Blick sensibel für die subtilen Mechanismen der Theoriapolitik. Die Kritik an diesen Mechanismen kann selbst politisch ausfallen, sie kann sich aber auch auf rein forschungsinterne Erwägungen zurückziehen. Die politische Kritik hat deutliche Schwächen. Ihr Hauptanklagepunkt – ein „lokalgeschichtlicher“ Blick, ein Beharren auf dem europazentrierten Klassiker-Kanon führe zum Ausschluss bestimmter Gruppen vom philosophischen Diskurs – setzt voraus, dass den Ausgeschlossenen damit ein Übel geschieht. Diese Kritik erklärt die Aufnahme in den Kreis der Philosophen zum erstrebenswerten Gut. Damit tut sie etwas, was zu vermeiden eine philosophische Globalgeschichte eigentlich anstreben muss: Sie setzt einen Philosophiebegriff. Sie bindet ihn ethisch. Philosophie als Eudaimonie-Bedingung? Klassischer, europäischer geht es kaum.

Weniger voraussetzungsbeladen scheint es da, ein Stockwerk tiefer anzusetzen, bei den operativen Bedürfnissen der philosophiehistorischen Praxis. Weniger Heilsversprechen, mehr Professionsethik also. Die Argumente mögen trivial sein, triftig sind sie trotzdem: Erstens läuft es offensichtlich der Tätigkeit des Historikers zuwider, sich schon vor Aufnahme seiner Arbeit auf ein bestimmtes Korpus zu verpflichten. Ein Philosophiehistoriker ist als Historiker angehalten, der Filiation eines Gedankens, Begriffes, einer Idee, eines Textes

einfach dahin zu folgen, wo sie ihn hinführt, ohne sich durch vorher gesetzte geographische, zeitliche oder sonstige Barrieren des vermeintlich Rezipierwürdigen seine Bewegungsfreiheit nehmen zu lassen. Wo es die Dokumente hergeben, muss er global denken. Und muss er es zweitens nicht ohnehin, insofern er nicht nur Historiker, sondern auch Philosoph ist? Ruft nicht die Praxis des Philosophierens selbst nach Globalität?

Junge Forscher, die heute die philosophiehistorische Arbeit aufnehmen, werden feststellen, dass das Sich-frei-Machen vom etablierten Korpus vielerorts zur Selbstverständlichkeit geworden ist. In der philosophischen Mediävistik oder Renaissanceforschung etwa, wo die Textmassen riesig sind, aber undurchsichtig bleiben, solange vieles weiterhin der Edition harrt, ist jedem klar, dass vollmundige Thesen zur philosophischen Faktur einer Epoche oder zur Originalität eines Autors so lange unter Vorbehalt stehen müssen, bis sie auch aus den noch unedierten Beständen heraus gerechtfertigt sind. Der Philosophiehistoriker, so könnte man mit dem Mediävisten Alain de Libera sagen, sollte hier zuerst die asketische Arbeit des Kopisten und des Editors leisten, bevor er sich annmaßt, zum Interpreten zu werden. Andernfalls bleibt er an die kontingenten Interessen und philosophischen Vorannahmen derer gebunden, die das bisher Edierte ediert haben. In mühsamer Arbeit Texte überhaupt erst verfügbar zu machen, so de Libera, ist daher „la condition de la liberté“.

Das Projekt einer philosophischen Klassikerpflege scheint dagegen hoffnungslos veraltet. Der Strom der Klassikerkommentierung ist bis dato trotzdem nicht abgerissen. Er wächst, wächst bisweilen ins Unermessliche. In Wirklichkeit überblickt heute kein Spinoza-Forscher mehr die Spinoza-Forschung, keine Kant-Forscherin die Kant-Forschung. Manch eine Forschungsdebatte mag bei solchen Textmyriaden dem bloßen Umstand geschuldet sein, dass nicht gelesen wird, was schon geschrieben wurde. Ist nicht Zeit für Neues?

Wer darauf pocht, den philosophischen Diskurs nicht auf einige wenige

Referenzwerke und -autoren einzuengen, wer vielleicht sogar ganz von der Werk- und Autorenzentrierung lässt, der scheint jedenfalls eine gewisse Diskursverfestigung meiden zu können. Im Idealbild einer dezentralisierten Philosophie und Philosophiegeschichte lässt sich jede Position auf jede andere hin öffnen, ganz gleich, aus welchem historisch oder geographisch entlegenen Kontext heraus sie formuliert sein mag. Dieses Idealbild scheint tatsächlich die Maxime all derer zu sein, die sich der Suche nach dem bislang Übersehenen verschreiben. Es ist eine modernisierte Form des Skeptizismus, der hier die Erforschung der noch unbekannten Terra incognita leitet.

Indes: An der Existenz des Dogmatikers zweifelt der Skeptiker von einstmals und heute nicht. Aber ist die Beschäftigung mit dem europazentrischen Klassikerkanon wirklich etwas, was zu dogmatischem Exegetentum führt? Niemand bestreitet, dass es kontingente und ideologiegetränkte Faktoren der Textverbreitung und -kanonisierung gibt. Dass dies die entscheidenden Faktoren sind, wäre aber zu zeigen, nicht vorauszusetzen. Dabei müsste man sich auch Gegenfragen stellen: Heißt ein Text nicht auch deshalb klassisch, weil

er zu immer neuer und zu immer anderer Auseinandersetzung anregt – ein Text also, der immer wieder gelesen wird, eben weil jede Re-Lektüre Facetten und Sinndimensionen zu entdecken verspricht, die vormals verdeckt geblieben waren? Und wäre die Flut an Kommentarliteratur dann nichts anderes als der Versuch der gründlichen Explikationen solcher Sinndimensionen?

Ist die Beschäftigung mit dem Klassiker also überhaupt ein Hindernis philosophischer Pluralisierung? Kann sie, muss sie nicht sogar auch als ihr Nährboden gelten? War sie ein solcher Nährboden nicht auch historisch-faktisch? Und folgt aus dem Umstand, dass ein philosophischer Diskurs sich an wenigen für autoritativ gehaltenen Texten orientiert, überhaupt, dass dieser Diskurs weniger innovationsfreudig und vielfältig sei? Wäre das nicht auch empirisch ein Fehlurteil? Denn haben sich – all der kontingenten Faktoren der Textverbreitung zum Trotz – nicht vornehmlich diejenigen Texte als klassisch erwiesen, die Räume für philosophische Debatten eröffnen konnten, anstatt sie zu schließen?

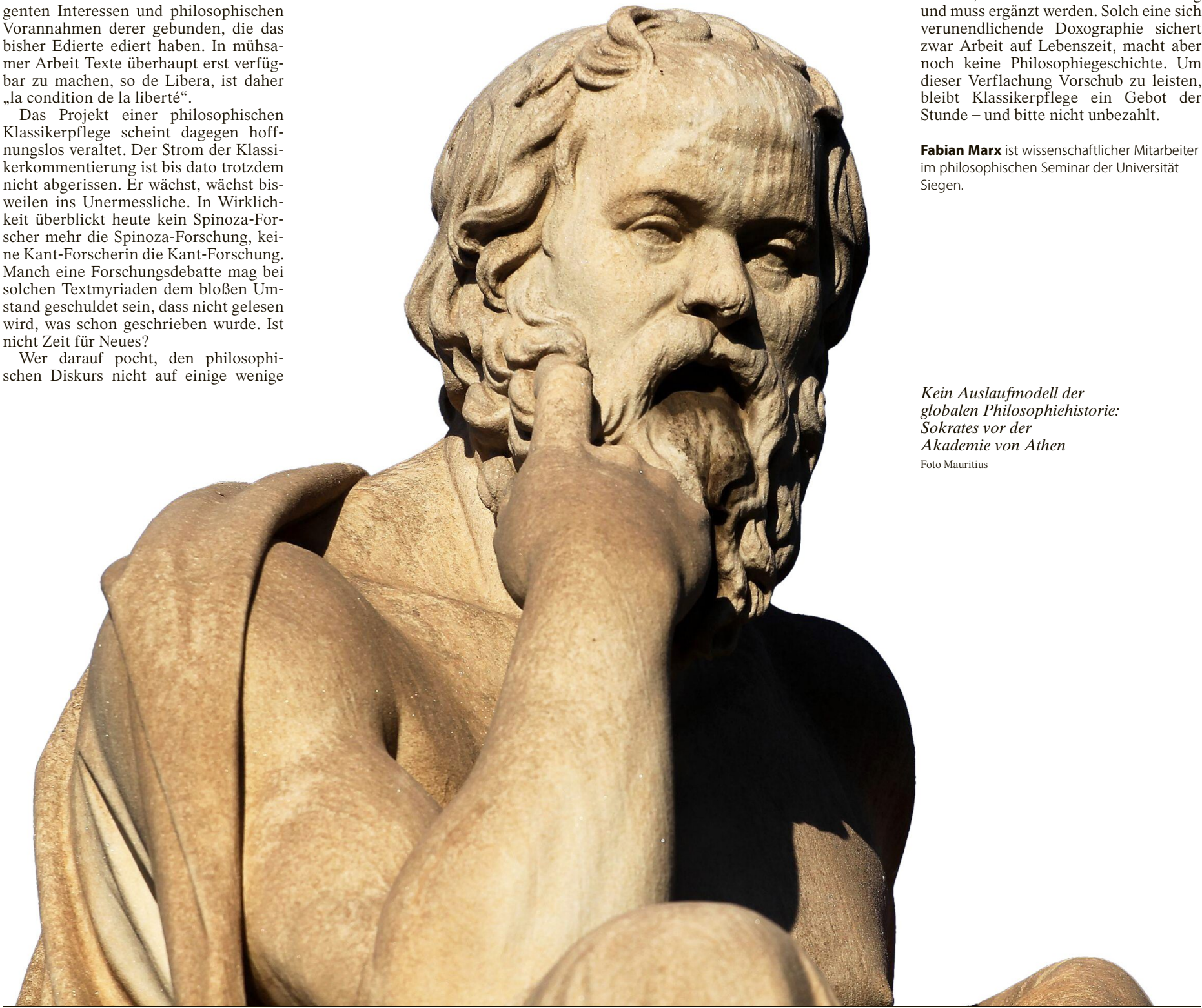
Wer nach Pluralisierung des philosophischen Kanons ruft, darf jedenfalls nicht vergessen, dass die Texte dieses

Kanons selbst ein Mittel der Pluralisierung waren und sind. Denn die Texte, die er zusammenstellt, sind in sich vielschichtig, dialogisch, selbstreflexiv, nehmen die Kritik der eigenen Position vorweg, ja oft stellen sie sogar das Philosophieren selbst infrage. Platons Parmenides, Hegels Phänomenologie, Wittgensteins Untersuchungen: Noch durch die Lehrschriften des Aristoteles wetterleuchtet auf jeder Seite das unübertroffene Problembewusstsein eines Platon-Schülers. Selbst die Jahrhunderte der Aristoteles-Exegese – vermeintlich der Inbegriff des dogmatischen Philosophierens – können (natürlich nicht nur, aber eben auch) als Ausfaltung dessen verstanden werden, was bei Aristoteles an Streitigkeit angelegt ist.

Eine Globalgeschichte der Philosophie, die sich ideologiekritisch begründet, läuft Gefahr, diese Binnenvielfalt der Klassiker zu verkennen. Ihr wohnt die Tendenz inne, sich auf eine bestimmte Ontologie des philosophischen Textes zu verpflichten: Der Text präsentiert dann immer nur eine bestimmte Lehre oder Theorie, einen Standpunkt, eine Perspektive, die per definitionem nur eine unter anderen sein kann. Dem Text wird so subkutan eine Weltanschauung untergeschoben, und eben weil er nur eine präsentiert, ist das Bild immer unvollständig und muss ergänzt werden. Solch eine sich verunendlichende Doxographie sichert zwar Arbeit auf Lebenszeit, macht aber noch keine Philosophiegeschichte. Um dieser Verflachung Vorschub zu leisten, bleibt Klassikerpflege ein Gebot der Stunde – und bitte nicht unbezahlt.

Fabian Marx ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im philosophischen Seminar der Universität Siegen.

Kein Auslaufmodell der globalen Philosophiehistorie: Sokrates vor der Akademie von Athen
Foto Mauritius



Teufelsanbetung mit Fledermausblut

Wegweiser ins Übersinnliche: Der Hamburger Germanist Marco Heiles erforscht spätmittelalterliche Zauberbücher

„Ich beschwöre Euch drei Teufel Astarot, Berit und Beelzebub bei Sonne und Mond, Himmel und Erde, bei den vier Elementen, den vier Evangelisten, allen Patriarchen und Propheten, bei allen Jungfrauen und Witwen ...“ So beginnt eine Beschwörung, mit der sich drei Angehörige der weitläufigen Sippe des Satans herbeirufen lassen. Man spricht die Formel allerdings erst, nachdem man sich mit einer offenen Glasflasche in einen zuvor mit dem Schwert gezogenen magischen Kreis gesetzt und den Beginn des Johannesevangeliums rezitiert hat.

Sind die diabolischen Wesen erst einmal in die Flasche geschlüpft, wird sie unter Anrufung Christi und Luzifers mit Wachs versiegelt, in das dann magische Bannzeichen geritzt werden. Man hat nun einen unerschöpflichen Wissensquell zur Hand, denn die eingeglasten Dämonen wissen über Vergangenes ebenso gut Bescheid wie über Zukünftiges und können alle nur erdenklichen Fragen beantworten.

Diese Anleitung zur Erzeugung von Flaschenteufeln, überliefert in einer Handschrift von 1515, ist einer von vielen Texten, die vom späten Mittelalter an ein neues deutschsprachiges Genre begründeten: Es sind Leitfäden für die Handhabung magischer Praktiken – vom Liebes-, Schutz- und Schadenszauber über Krankenheilung und die Anfertigung von

Amuletten bis zur dämonisch navigierten Schatzsuche. Eine besonders wichtige Rolle spielte die Wahrsagerei, bei der „jungfräuliche“ Kinder sagen mussten, was sie – während ihr Kopf festgehalten wurde – in Spiegeln, Bergkristallen oder eingeöhlten Fingernägeln sahen.

Diese Handreichungen für magisches Handeln möglichst vollständig zu erfassen, zu untersuchen und zu katalogisieren, ist das Ziel von Marco Heiles, Germanist am Hamburger Zentrum für die Erforschung von Manuskriptkulturen. Die Welten des Übersinnlichen, in die diese Wegweiser führen, sind bestimmt durch ein komplexes Ineinander ritueller Handlungen und Sprechakte, Schriftzeichen und Symbole, die in Schwerter, Spiegel, Metallplättchen geritzt oder auf Papier oder Pergament geschrieben werden, meistens mit Tinte, manchmal auch mit Fledermausblut. Ohne rituelle Begleitung kommen Amulette aus, etwa Bleiplättchen oder Spiegel mit zauberkräftigen Inschriften, die nur getragen oder am richtigen Ort platziert werden müssen. Oft ist das die Kirche, wo das Amulett, zum Beispiel unter dem Altartuch verborgen, durch die Messe mit magischer Kraft aufgeladen wird.

Die unbefangene Vermischung des magischen mit dem christlichen Glauben ist typisch für diese Texte. Gott und Satan,

Dämonen und Heilige werden im selben Atemzug angerufen. Gern bemüht man zum Beispiel die Heiligen Drei Könige, wenn es um das Suchen nach verlorenen Dingen oder das Aufspüren verborgener Schätze geht, denn schließlich haben sie ja das Jesuskind gefunden. Die Verknüpfung des Heiligen mit dem Geisterhaften hat eine lange Tradition: Bereits König Salomon wird in apokryphen Schriften nachgesagt, Dämonen beschäftigt zu haben, so beim Bau des Tempels in Jerusalem.

Doch während die Zaubernenden, zu denen gelegentlich auch Dorfpfarrer und Mönche gehörten, sich selbst als Christen und ihre Rituale als legitimen Teil der Glaubenspraxis sahen, verurteilte die Kirche, jedenfalls ihre höhere Geistlichkeit, dieses Treiben als Aberglauben. Wer mit Dämonen kommuniziert, so die offizielle Lehre, war zuvor einen Sprachpakt mit dem Teufel eingegangen. Was die Theologen zu ihrer scharfen Grenzziehung zwischen Glauben und Aberglauben motivierte, dürfte gerade die Nähe gewesen sein, die zwischen den Praktiken der Magier und denen der Kirche mit ihrem Reliquienwesen und ihrem Exorzismus herrschte. Ertappte Hellscher und Geisterbeschwörer wurden verklagt und zum Widerruf gezwungen, dämonisch inspirierte Schatzsucher gelegentlich auch verbannt, weil

Landesfürsten das erhoffte Gold für sich beanspruchten.

Den Furor der Hexenverfolgungen erreichte der Kampf gegen diese Art der Zauberei aber nie. „Man warf ihren Anhängern, anders als den Hexen, nicht vor, sich mit anderen verschworen zu haben, um die Welt zu verderben“, so Marco Heiles. Deshalb entfiel auch die „Notwendigkeit“, Komplott-Geständnisse und die Namen vermeintlicher Mittäter durch Folter zu erpressen. Die kirchlichen Autoritäten verlegten sich vor allem darauf, das Volk durch Gegenüberstellung der richtigen und der falschen Glaubenspraxis zu unterweisen. Dazu fertigten sie Listen mit verbotenen Handlungen und Formeln an. Das könnte aber, so Marco Heiles, die Produktion magischer Instruktionstexte eher noch angekurbelt haben, weil es deren Autoren auf neue Ideen brachte.

Viele Verfasser der Zaubertexte, in die oft lateinische, manchmal auch griechische oder hebräische Passagen eingefügt sind, hatten eine zumindest rudimentäre akademische Bildung. Sie waren Studenten oder gehörten als niedere Geistliche dem „klerikalen Prekariat“ an. Der Verkauf der Schriften bot ihnen eine willkommene Einnahmequelle. Möglich wurde die Zauberbuch-Konjunktur, weil seit dem späten Mittelalter die Alphabetisierungsrate allmählich stieg, das Deutsche zuneh-

mend als Schriftsprache an die Stelle des Lateinischen trat und das Pergament durch das billigere Papier ersetzt wurde. Allerdings wurden die Texte auch nach der Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern weiterhin als Handschriften in Umlauf gebracht. Druckern war, so Marco Heiles, das Risiko, in das Visier kirchlicher oder weltlicher Behörden zu geraten, zu groß.

Magische Formeln und Anleitungen auf Deutsch niederzuschreiben, ist freilich keine Gewohnheit, die erst in der frühen Neuzeit aufkam. Solche Texte finden sich vielmehr schon unter den ältesten Zeugnissen der deutschen Sprachgeschichte. Berühmt sind die Merseburger Zaubersprüche, überliefert in einer althochdeutschen Handschrift aus dem neunten Jahrhundert. Noch weiter zurück, bis in die germanische Zeit, reichen die Runen, denen Zauberkraft zugesprochen wurde. Die Brüder Grimm nahmen deshalb an, dass es eine germanische Zaubertadition gebe, die sich von dort über mehr als ein Jahrtausend bis weit in die Neuzeit hinein erstreckt. Eine solche Kontinuität kann Marco Heiles in den von ihm untersuchten Texten allerdings nicht erkennen. Er sieht deren geistige Wurzeln eher in der griechisch-römischen Antike und in der Bibel.

WOLFGANG KRISCHKE

Reise ins Nirgendwo

Georgiens Universitäten am Scheideweg

Der Februar könnte ein dunkler Monat für Georgiens Universitäten werden. Im Oktober hat die neuerdings Russland zugewandte Regierung ein Konzept für den radikalen Umbau des Hochschulsystems vorgelegt, das nun beschlossen werden soll. Der Entwurf lässt Schlimmes befürchten. Unter dem Motto der Dezentralisierung sollen Fakultäten den Hauptstadtniversitäten entrisen und in die Provinz verlegt werden. Die wettbewerbliche Vergabe von Studienplätzen ersetzt ein System staatlicher Zuweisung und Alimentierung, das die Hochschulen politisch erpressbar machen würde. Ausländische Studenten sind nur noch im Ausnahmefall vorgesehen.

Alles deutet darauf hin, dass die Reform den EU-feindlichen, isolationistischen Kurs fortsetzt, den die Regierung unter Irakli Kobakhidze seit drei Jahren eingeschlagen hat. Die Deutsche Gesellschaft für Osteuropakunde (DGO) warnt in einem offenen Brief vor dem Ende der georgischen Hochschulautonomie. Sie hält die Reform für den Versuch, die Universitäten vollständig unter staatliche Kontrolle zu bringen und Georgien vom europäischen Hochschulsystem abzukoppeln, dem es seit 2005 angehört. Am autoritären Charakter der Reform ließen auch die georgischen Wissenschaftler und Hochschulfunktionäre auf einer dem Thema gewidmeten Podiumsdiskussion der DGO keinen Zweifel.

Die Regierung verkauft die Reform als Effizienzgewinn, klärte der langjährige Rektor der staatlichen Ilia-Universität in Tiflis, Gigi Zedania, auf. Schulzeit, Bachelor und Master sollen um jeweils ein Jahr schrumpfen, was die Anerkennung georgischer Abschlüsse im Bologna-Raum erschweren würde. Ob man in diesem straffen Korsett noch ernsthaft studieren kann, scheint den Reformern nebensächlich. Ihr zentraler Machthebel ist der Eingriff in die Finanzautonomie. An die Stelle des freien Wettbewerbs um Studenten, die sich ihre Hochschule frei aussuchen dürfen, treten planwirtschaftliche Quoten. Das Wissenschaftsministerium kann nach dem Reformplan Fächer beliebig beschränken oder weglassen lassen und verfügt damit über einen starken Machthebel gegenüber den Universitäten.

Für das Kontrollmotiv spricht auch die Geschwindigkeit, mit der die Reform durch das Parlament gepeitscht wurde. Offenbar geschah dies überhastet und planlos. Die Infrastruktur für den geplanten Transfer von Fakultäten in die Provinz gebe es nicht, sagte Zedania, Chaos sei programmiert. Was der Regierung, die ein fragmentiertes Hochschulsystem zu schaffen und die kritische Intelligenz in der Hauptstadt auszuschalten beabsichtigt, möglicherweise sogar in die Karten spiele, Die Universität solle von einer Masseninstitution zu einer leicht kontrollierbaren Einheit werden mit einer kleinen Elite von Vollprofessuren und einem großen akademischen Prekariat. Vielleicht treibe die Regierung auch das finanzielle Nebenmotiv, über den Verkauf teurer Hochschulgebäude in der Hauptstadt schnelles Geld zu machen.

Die Abwendung von Europa gehört dagegen zu den Hauptmotiven der Reform. Georgien war lange ein Musterschüler der europäischen Hochschulintegration, ein Land im Aufbruch. An den Universitäten, erinnerte Zedania, wurden Studenten bis heute zu zukünftigen Europäern ausgebildet und werden es heute noch. Die akademischen Kontakte sind eng, besonders zu Deutschland, das mehr als 120 Hochschulkooperationen mit Georgien hat. Ein Teil davon wurde eingefroren, nachdem die georgische Regierung im November 2024 den EU-Beitrittsprozess auf Eis gelegt hatte. Soll Deutschland nun auch die weiteren Programme beenden? Soll es noch mit der georgischen Regierung sprechen?

Michael Harms vom Deutschen Akademischen Austauschdienst, der in Tiflis ein Regionalbüro unterhält, hielt dies aus pragmatischen Gründen für geboten. Man wird sich aber darauf einstellen müssen, dass sich Georgiens Regierung von europäischem Druck nicht beeindrucken lässt. Sie scheint die Isolation nicht zu fürchten, sondern geradezu herbeizuschnen. Der Literaturwissenschaftler Zaal Andronikashvili sprach von einem Phantasma der Abkoppelung. Das Endprodukt sei eine „Universität im Nirgendwo“. Bizzarr daran ist, dass die Aussichten des Landes, von Russland als gleichwertiger Partner akzeptiert zu werden, verschwindend gering sind, meinte die Rechtswissenschaftlerin Angelika Nußberger. Eingekellt zwischen geopolitischen Kräften, scheint dem Land der Kompass zu fehlen.

THOMAS THIEL